

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Straßburger neueste Nachrichten. Hauptausgabe. 1940-1944 1944

30.8.1944 (No. 239)

NEUESTE NACHRICHTEN

AMTLICHE TAGESZEITUNG DER NSDAP.

REGIERUNGSANZEIGER FÜR DAS ELSASS



Mittwoch, 30. August

Verlag: Oberrheinischer Gauverlag und Druckerei GmbH, Straßburg, Blauwolkengasse 17/19. Fernruf für Orts- u. Ferngespräche: 2 59 00 bis 2 59 04. Postscheckkonto: Straßburg Nr. 159 76. Die „Straßburger Neueste Nachrichten“ erscheinen 6mal wöchentlich als Morgenzeitung

Bezugspreis: Durch unsere örtlichen Vertriebsstellen monatlich 1,80 RM zuzüglich 30 Rpf. Trägerlohn. Durch die Post zugestellt monatlich 2,20 RM zuzüglich 86 Reichspfennig Zustellungsgebühren. Einzelpreis: 10 Reichspfennig. Anzeigenschluß: 15 Uhr am Vortage des Erscheinens.

Churchill: „Wir müssen den Krieg bis zum Herbst beenden, sonst...“

Die letzte Runde gehört uns!

Morrison im englischen Unterhaus: „Ich weiß von furchtbaren Dingen“ — Der riesenhafte Ansturm 1944 ist nicht Kräfteüberschuß, sondern höchste Not und panische Angst unserer Gegner vor dem Einsatz neuer und entscheidender deutscher Waffen

In einem halben Jahr spätestens werden wir alle wissen, was heute nur wenige wissen, daß diese letzte Kriegsphase, die am 6. Juni 1944 anbrach, ein Geheimnis gehabt hat, und daß die drei Monate Juni, Juli und August in Wahrheit ein ganz anderes Gesicht hatten, als wir alle glaubten. Die Geschichte hat ja immer bewiesen, daß sich hinter den Kulissen der Völker Dinge abgespielt haben, die im Moment überhaupt nicht sichtbar waren; daß Augenblicke ein so merkwürdiges Doppelgesicht zeigten, daß ganze Nationen ratlos wurden; daß Kontinente oft gebannt auf ein Ereignis starrten, das ganz gleichgültig war, und daß im Rücken, unbeachtet und gänzlich übersehen, eine Tür dauernd offen stand.

Siegt! — das ist das Wort, um das unsere Gedanken ununterbrochen kreisen. Frieden allein gibt es nicht mehr, es gibt nur noch Sieg. Wenn wir in Gedanken noch einmal durchdenken, wieviel fürchterliches Leid die Kriegsjahre über Europa gebracht haben, und daß das Schicksal alle anderen Völker gezwungen hat, diese entsetzliche Rechnung mit zu unterschreiben, ob schuldig oder nicht, dann kann einem bei dem Gedanken an die Verblendung der Attentäter vom 20. Juli und an den Weg des Gnadengesuchs, den sie beschreiten wollten, fast der Atem stocken.

und der Juli aus. Mit diesen kalten Worten muß man es einmal sagen, denn das ist die Wahrheit, und das ist die Ehre unserer Soldaten. Es ist ein schreckliches Gemälde. Aber dieses Bild führt zu einer falschen Schlussfolgerung. Wenn wir es selbst nicht wüßten und beweisen könnten, könnte uns Churchill selbst am besten belehren, und er würde auch nicht zögern, denn für ihn selbst sieht dies Bild wesentlich anders aus. In einem halben Jahr wird es ohnehin jeder wissen, dann wird es ein Gefühl sein, als wenn nach einer tosenden, lärmgefüllten dunklen Gewitternacht am nächsten Morgen ein Tag anbricht, ganz still, ganz klar, nichts Furchteinjagendes mehr, nichts Bedrohliches. Die ganze vergangene Nacht ist einem dann fast unverständlich.

Wir konnten Raum aufgeben Ich schreibe diesen Aufsatz an der Front der Normandie und bin selbst Soldat. Mir sind auch die Bombenangriffe auf unsere Städte in Deutschland nicht fremd, ich war mitten in einem Bombenteppich in Berlin. Mir ist auch die Sorge um meine Frau, Krankheit und Not nicht fremd. Aber es ist etwas seltsames geschehen: seit mir diese Gedankengänge klar geworden sind, und seit ich sie auf Schritt und Tritt bestätig finde, hat der Kampf und haben alle Meldungen aus dem Osten nichts von ihrer Schwere, aber ihren ganzen Schrecken verloren.

Schon als wir vor einem Jahr das riesige russische Land Stück für Stück zu verlieren begannen, befanden wir uns im Irrtum, wenn wir darüber erschrecken. Wir waren in der Lage eines Menschen, der hinter einer Saaltür steht und drei Skatenspielern zusieht, ohne etwas zu hören. Er betrachtet die Karten der Spielenden, typische Grandkarten, und beginnt zu erschrecken, als er sieht, wie ein Junge nach dem andern verloren geht. Er erschrickt. Dann ist das Spiel aus und er sieht mit Staunen, daß die zwei anderen dem Spielenden gratulieren. Was er nämlich nicht wußte, war,

daß gar nicht „Grand“ gespielt wurde. Dies ist die in Wahrheit einfache Erklärung für die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit aller unserer Landverluste. Nur muß man dazu das nötige Land vorher gehabt haben. Und das hatten wir. Dies war der Sinn der vergangenen Jahre, ohne Zweifel.

Bei dieser Formulierung bemerkt man bereits, daß der Zeitbegriff irgendwie eine Rolle spielt, die wir bisher nicht gewußt haben. Man muß sich einmal folgendes überlegen: England und Amerika begannen 1939, in einem Jahr, das denkbar ungünstig war, den Krieg. Beide Staaten sind noch nicht fertig, USA ist noch nicht einmal soweit, offiziell in den Krieg eintreten zu können. Die deutsche

Ueberlegenheit ist eindeutig. Das weiß auch England, nur kennt es den ganzen Umfang nicht. Seine Rechnung war nämlich eine in Wahrheit geniale, und geht auf staatsmännische Erkenntnis bis zu den Pitts zurück; man muß von vorneherein verhindern, daß es durch Strategie oder Tapferkeit zu einer frühen Entscheidung kommt. Der Krieg muß unter allen Umständen die Phase der allgemeinen Erschöpfung, des Endkampfes also, erreichen.

Denn dann hat er den Charakter angenommen, den England und USA brauchen, die Wellenbewegung, die Schaukel. Ich komme auf diesen Begriff, den wir nicht vergessen wollen, gleich zurück.

Ein widernatürliches Bündnis

Der Führer hat das genau gewußt. Er hat versucht, diesen Plan zu durchkreuzen, die ganzen von England zu diesem Zweck vorgeschobenen Länder schnell zu besiegen und eine strategische Entscheidung 1940 zu erzwingen. Wir waren schon nahe daran. Aber es mißlang, weil die Sowjetunion die belspiellose Tat beging, sich mit dem Kapitalismus zu verbünden. England atmete auf. Es teilte durchhaus nicht Stalins Glauben, Deutschland strategisch besiegen zu können,

sondern atmete nur auf, weil der Krieg nun wirklich die Form der Wellenbewegung annahm, auf die die Engländer und Amerikaner ihren ganzen Plan aufgebaut hatten. Ihr „General Zeit“ war keine Erfindung. Er begann tatsächlich ans Werk zu gehen.

Die Wellenbewegung wurde sichtbar. Durch eine strategische Tat, durch die Schlacht, war die Sowjetunion nicht zu besiegen, der Krieg zog sich hin, die Zeit verging, England und USA rüsteten, wir aber hingegen waren blutig beschäftigt. Gleichzeitig war es ein ständiger Aderlaß. Unsere Kriegsproduktion, eingerichtet 1939, arbeitete in diesem Sinne weiter. England hingegen begann erst jetzt. Seine Einrichtung geschah erst 1941/42. Die Wellenbewegung, deren Prinzip die Engländer in der Geschichte immer angestrebt haben, schloß die erste Phase — wo Deutschland oben und die anderen unten waren — ab.

Jetzt stieg England. Das war die zweite Phase. Der Krieg begann sozusagen noch einmal. Alle waren schon angeschlagen, der Zeitpunkt des Endes konnte anscheinend nicht mehr weit sein — nur daß er nun in die Phase verlegt war, wo England oben war. Das war Churchills Rechnung, eine sehr kluge Rechnung. Das Wissen um diese Entwicklung hat den Engländern die Kraft gegeben, die Jahre 1940 und 1941 zu überstehen, wo sie fast am Ende waren.

Der Massenansturm 1944

Inzwischen ging der Krieg in Rußland und Afrika weiter. Es sah so aus, als wäre der Führer immer noch bestrebt, die beiden großen Kriegsschauplätze strategisch mit den alten Mitteln zu entscheiden. Churchill rief sich die Hände. Die zweite Kriegsphase, praktisch der erneute Kriegsbeginn mit den neuen englischen und amerikanischen Mitteln, mußte Hitler also furchtbar treffen. Auch die englische Nation war zwar schon sehr geschwächt, aber nun schien, wie gesagt, die Garantie gegeben, daß das Ende in dem Zeitabschnitt liegen würde, wo die deutschen Kriegsmittel erschöpft und veraltet, und durch die amerikanische Rüstung ein neuer Kriegsengang begann, mit Churchills Wort: Wo England oben war.

Man kann diese Situation mit einem Beispiel aus dem Alltag erklären. Zwei Autos fahren auf ein gemeinsames Ziel zu. Es ist ungewiß, ob sie mit ihrem Benzin auskommen, ohne sich mit Tanken noch einmal aufhalten zu müssen. Der eine wählt den kürzesten, aber schwersten Weg und ist überzeugt, daß sein Sprit ausreicht. Aber er schafft die Steigung des Weges nicht und muß nun auf die große Straße zurück. Der andere war bereits zu Anfang zurückgeblieben, weil er schon nach dem ersten Drittel vorsorglich tankte. Jetzt fahren sie auf gleicher Höhe — nur mit dem Unterschied, daß der eine, England, bereits neu getankt hat. Er ist jetzt absolut zuversichtlich.

Das war die Situation 1943. Engländer und Amerikaner hielten praktisch die Hände im Schoß und ließen den Krieg laufen. Sie errangen die See- und Luftüberlegenheit, überschlugen Deutschland langsam aber sicher, und hielten sich selbst vom Kriegsschauplatz fern. Mit dieser Ruhe hätten sie den Krieg nun

Die goldene Nahkampfspange aus der Hand des Führers

Höchste Anerkennung für persönlichen Einsatz in mehr als 50 Nahkampftagen

Berlin, 29. August. Aus dem Führerhauptquartier geht der deutschen Soldatenzeitung „Front und Heimat“ ein Bericht über die Auszeichnung von vierzehn Nahkämpfern durch den Führer zu. In dem Bericht heißt es: Der Führer empfing am 27. August in seinem Hauptquartier 14 Soldaten des Heeres und der Waffen-SS, denen kürzlich als ersten Angehörigen der deutschen Wehrmacht die goldene Nahkampfspange verliehen wurde. Der Führer überreichte diesen Soldaten persönlich die hohe Auszeichnung, die wie keine andere die höchste Anerkennung für den persönlichen Einsatz in mehr als 50 Nahkampftagen darstellt.

Folgende Soldaten erhielten aus der Hand des Führers die goldene Nahkampfspange: 1. Oberleutnant Rudolf Becker aus Königsberg, 2. Obersturmführer Julius Weck aus Bühlertal (Baden), 3. Untersturmführer Wilhelm Schasche aus Villach

(Kärnten), 4. Oberfeldwebel Georg Aniol aus Beuthen (Oberschlesien), 5. Oberfeldwebel Franz Ingenbrand aus Landsberg (Warthe), 6. Feldwebel Kurt Buschbeck aus Marienburg, 7. Feldwebel Karl Homberger aus Hartmannsdorf, 8. Feldwebel Benno Paffrath aus Wuppertal-Vohwinkel, 9. Feldwebel Franz Schmid aus Aislingen, 10. Unteroffizier Johann Friedberg aus Stockerau bei Wien, 11. Unteroffizier Anton Hermann aus Krentnitz, 12. Unteroffizier Oskar Menz aus Günthersberg, 13. Unteroffizier Hans-Georg Rusdorf aus Gohrdorf, 14. Unteroffizier Fritz Willno aus Kleinleitzkau.

Die goldene Nahkampfspange wurde vom Führer am 25. November 1942 als Zeichen der Anerkennung für den mit der blanken Waffe und Nahkampfmitteln Mann gegen Mann kämpfenden Soldaten und als Ansporn zu höchster Pflichterfüllung gestiftet. Als Nahkampftage gelten hierbei solche Kampftage, in denen die auszuzeichnenden

Kämpfer Gelegenheit hatten, das „Weiße im Auge des Feindes“ zu sehen, an denen sie im Angriff oder Abwehr, im Stoßtrupp oder bei einzelnen Spätruppunternehmungen im Kampf Mann gegen Mann bis zur letzten Entscheidung standen. Für 50 derartige Nahkampftage verleiht der Führer die goldene Nahkampfspange, deren Ueberreichung er sich persönlich vorbehalten hat. Schon aus dieser Tatsache geht die hohe Bedeutung dieser Auszeichnung hervor, da der Führer sonst nur Auszeichnungen vom Eichenlaub an persönlich überreicht.

Etwa 50 goldene Nahkampfspangen sind bereits verliehen worden, von denen nun die ersten vierzehn diese Auszeichnung schon erhielten, während die übrigen zur Zeit an der Front unabhörmlich sind oder im Lazarett der Aushellung ihrer Verwundung entgegenzusehen.

Oberleutnant Rudolf Becker meldete als Rangältester dem Führer seine angetretenen Kameraden, die durchweg Inhaber des silbernen, einige auch des goldenen Verwundenabzeichens sind, darunter ein Beinamputierter. Sie sind sämtlich Träger des Eisernen Kreuzes und zwei des Ritterkreuzes zum Eisernen Kreuz.

Der Führer begrüßte jeden einzelnen von ihnen mit Handschlag und überreichte ihnen die Nahkampfspange. Er sprach daraufhin längere Zeit mit den Soldaten über diese einzigartige Kriegsauszeichnung, deren wahre Bedeutung man erst nach dem Kriege schätzen lernen werde, weil sie jene Soldaten kennzeichnete die sich immer wieder, auch in schwersten Krisenzeiten, dem Feind entgegenzusetzen und im letzten Einsatz sich stets behaupteten.

Mit den Schwertern ausgezeichnet

Führerhauptquartier, 29. August. Der Führer verlieh das Eichenlaub mit Schwertern zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an: Oberführer Kurt Meyer, Kommandeur der SS-Panzerdivision „Hitlerjugend“, als 91. Soldaten der deutschen Wehrmacht und an Generaloberst Ritter von Greim, Oberbefehlshaber einer Luftflotte, als 92. Soldaten der deutschen Wehrmacht, ferner an Generaloberst Ferdinand Schoerner, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord, als 93. Soldaten der deutschen Wehrmacht.

Heftige Kämpfe mit Vorhuten des Feindes an der Marne

Unsere Absetzbewegungen verlaufen planmäßig — Tapferer Widerstand unserer Truppen in Rumänien

Aus dem Führerhauptquartier, 29. August. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: An der unteren Seine wurde die Masse unserer Truppen auf das Nordufer des Flusses zurückgenommen. Nachdrängender Feind blieb im Abwehrfeuer liegen. Vorstöße des Gegners aus seinen Brückenköpfen nordwestlich Paris heraus wurden zum Stehen gebracht. Unsere Stützpunkte in der Stadt sind nach tagelangem, schwerem Kampfe der feindlichen Uebermacht erlegen.

Ostlich Paris hat der Gegner nunmehr auf breiter Front nach Norden eingedrungen, um über die Linie Châlons-sur-Marne—Château-Thierry in unsere Südflanke zu stoßen. An der Marne sind heftige Kämpfe mit den feindlichen Vorhuten entbrannt.

Die Besatzung von Marseille leistet im Hafen auf engem Raum zusammengedrängt dem Feind weiterhin tapfer Widerstand.

Im Rhönental setzten sich unsere Truppen befehlsgemäß nach Norden ab. Ein Verband schwerer Kampfflugzeuge führte in der vergangenen Nacht einen zusammengefaßten Angriff gegen

den feindlichen Stützpunkt Meudon südöstlich Paris.

Im Seegebiet nördlich Le Havre versenkten Sicherungsfahrzeuge nach hartem Gefecht mit einem von Zerstörern und Schnellbooten gesicherten Kreuzer ein feindliches Schnellboot. Ein eigenes Boot ging hierbei verloren, zwei andere wurden beschädigt.

Durch besondere Kampfmittel der Kriegsmarine wurde vor der südfranzösischen Küste erneut ein feindliches Artillerieschnellboot und ein Bewacher sowie eine kleinere Einheit nicht erkannten Typs versenkt.

London und seine Außenbezirke liegen weiterhin unter dem Feuer der V.I.

In Italien setzte der Feind seine starken Angriffe im adriatischen Küstenabschnitt während des ganzen Tages fort, konnte aber in den verlustreichen Kämpfen nur wenig Boden gewinnen.

In Rumänien kämpften unsere Verbände beiderseits des unteren Pruth weiter gegen den von allen Seiten anstürmenden Feind. Südwestlich des unteren Sereth fiel Buzaa nach hartem Kampfe in die Hand der

Sowjets, 27 feindliche Panzer wurden hierbei abgeschossen. Im Südteil der Ostkarpaten sind im ungarischen Grenzgebiet heftige Kämpfe deutscher und ungarischer Truppen gegen vorrückende sowjetische Kampfgruppen im Gange.

Von den Waldkarpaten bis zum Finischen Meerbusen kam es gestern nur im Weichselbrückenkopf westlich Baranow, im Raume westlich Ostrow, nordwestlich Modon und im Raume von Dorpat zu größeren Kampfhandlungen. In diesen Abschnitten wurden feindliche Angriffe zerschlagen und die Sowjets an mehreren Stellen im Gegenangriff zurückgeworfen. Nur vereinzelt gelang ihnen geringer Bodengewinn.

Nordamerikanische Bomber griffen mehrere Orte im Großraum von Wien und in Ungarn an. Vorstöße feindlicher Jagdflieger richteten sich außerdem gegen westdeutsches Gebiet.

In der Nacht warfen einzelne britische Flugzeuge Bomben auf Städte im Rheinland und in Westfalen. Luftverteidigungskräfte schossen 15 feindliche Flugzeuge, darunter dreizehn viermotorige Bomber, ab.

bis zum Ende abwarten können. Es geschah aber etwas ganz Merkwürdiges!

1944 begann ein ungeheurer Ansturm gegen Deutschland. Kein Mensch zweifelte daran, daß dies äußerster Kraftüberschub sei. Die Engländer kamen nicht mehr mit hunderten Bomben, sondern mit tausenden Sie landeten in Nettuno, sie schossen 200.000 Schuß auf einen Abschnitt an einem Tage, sie machten am 6. Juni Generalinvasion. Im Osten griff Stalin mit allen Reserven an. Es war imponierend für die Welt. Keiner merkte, daß dies alles höchst merkwürdig war, und daß diese Opfer vorloresschluß gänzlich unnötig gewesen wären, wenn sich wirklich alles so verhielt wie es sich tatsächlich verhielt.

Ein Jahr vorher wußte Churchill bereits etwas von uns, was nicht einmal wir selbst ahnten. Der englische Innenminister Morrison hat es vor wenigen Tagen im Unterhaus noch einmal ausgesprochen. Er sagte auf die Frage, was in Deutschland los sei, wörtlich: „Ich weiß von furchtbaren Dingen“. Der riesenhafte Ansturm 1944 ist nicht Kraftüberschub, sondern höchste Not und panische Angst, wie wenn ein Autofahrer merkt, daß das Ziel doch noch weiter entfernt ist, als er glaubte, und daß das Benzin vielleicht nicht mehr reicht. In dieser Psychose pflegen alle Autofahrer sinnlos und furchterlich auf den Gashebel zu treten. Es ist nämlich, um bei diesem Beispiel zu bleiben, nun so gekommen, daß die beiden Autos nicht mehr nebeneinander fahren, sondern das eine, Deutschland, ist weit zurückliegend wieder von der Straße abgebeugen.

1943 sollte unser 1918 werden

Wir selbst glaubten, daß es wieder versuchen wolle, einen kürzeren Weg zu finden. In Wahrheit entschloß es sich unmittelbar vor Schluß noch zu tanken. Churchill erfährt das sehr früh, schon vor zwei Jahren. Für ihn selbst war der Vorsprung nicht groß genug, dasselbe noch einmal zu tun. Es kam nun alles darauf an, daß sein Wagen mit dem Sprit das heißt, innerhalb der zweiten Kriegspause, noch ans Ziel kam.

Das ist das Geheimnis, das Churchill kennt. Das Beispiel aus dem Alltag erklärt es haargenau. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß die Terroristen in Frankreich im vergangenen Jahr folgendes Zeichen an die Wände schrieben: „1918/1943“. 1943 sollte unser 1918 werden. Heute weiß ich, das war keine Propagandatheorie, es war ein Programm, es war bitterste Notwendigkeit. Churchill kann nämlich rechnen! Er kannte Termine, die nicht einmal wir selbst kannten und heute noch nicht kennen. Wir fanden bei einem Gefangenen eine einige Jahre alte englische Zeitschrift, in der die „V.“ abgebildet war, falsch, aber immerhin ungefähr. Als ich das sah, war mir alles klar, es beweist:

Churchill hat von den kommenden Waffen frühzeitig gewußt, er hat den Bau nicht verhindern können, er hat sie nicht vor uns konstruieren können, er hat keine Abwehr gefunden, er wußte damit, daß es einen Termin geben würde, an dem eine vierte Kriegspause beginnt, und an dem nun Deutschland, genau wie er im Jahre 1942, den Krieg noch einmal von vorn anfangen würde. Und in dieser Phase würde dann Deutschland oben sein.

So wie er von „V. 1“ wußte, wird er auch von anderen „schrecklicheren Dingen“ wissen. Und er weiß noch etwas. Für ihn viel grauenhafter, er kennt den Termin.

Verzweifelter Kampf um die Zeit

Deshalb schrieb er: „1918/1943“, deshalb hätte unser errechnetes Ende aus Erschöpfung unbedingt 1943 kommen müssen. Das Jahr ging vorüber. Wir selbst wußten nicht, was das für Churchill und Roosevelt bedeutete. Jetzt gab es nur noch den einen Versuch für Churchill, in den letzten Minuten „ihrer Kriegspause“ einen verzweifeltsten Gesamteintritt zu wagen, und den erleben wir jetzt.

Wenn es für diese Gedankengänge noch eines letzten Beweises bedurfte, dann hat ihn Churchill selbst in einem Interview vor einigen Tagen erbracht. Er sagte: »Wir müssen den Krieg bis zum Herbst beenden, sonst...« und dann schwieg der alte Brandstifter.

Bis zum Herbst, damit wissen wir, wofür wir die letzte große Kraftanstrengung machen müssen. Sie geht auch nicht über unsere Kräfte. Wir haben in diesem Kriege noch nie in einer kritischen Lage aufgegeben. Wir werden den letzten Preis, den wir noch zu bezahlen haben, bezahlen. Mit allen Mitteln und mit allen Kräften! Denn unser Sieg ist wirklich ganz nahe!

H-Kriegsbericht Achim Fernau

Der Londoner „Spectator“ stellt gegenüber Erklärungen des Badoglio-„Ministers“, Graf Sforza, in der Rückgabe der überseeischen Besitzungen gefordert wurde, in einem Aufsatz fest, daß Italien jegliches Anrecht auf Kolonien eingebüßt hat.

Anglo-Amerikaner weichen dem bolschewistischen Druck

„New York Time“: Sämtliche Grenzforderungen Moskaus akzeptiert — Das Ende der Phrasen

rd. Berlin, 29. August (Eig. Drahtbericht). Gibt es überhaupt eine Koalition zwischen den Feinden Deutschlands? Sicherlich! Wichtiger aber ist die Frage: Auf welchen Vereinbarungen gründet sich diese Allianz. Das ist wesentlich schwerer zu beantworten und umgreift dafür aber auch das A und O jener unverständlichen Übereinkunft zwischen den kapitalistischen Machtstaaten und dem antikapitalistischen weltrevolutionären Bolschewismus. Es handelt sich um ein reines Zweckbündnis. Ziel ist die Niederrückung Deutschlands. Dahinter steht der Wille zur Bereicherung, zur Macht- ausdehnung, zur Durchsetzung bestimmter weltanschaulicher und wirtschaftspolitischer Tendenzen.

Im Kampf Englands gegen die europäische Mitte, zweifellos begonnen zur Verhütung einer Kernmachtbildung in Europa, sollte der Bolschewismus Festlandsidee sein. Als dieses Spiel eingefädelt wurde, vermochte auch Churchill nicht die eigentliche Kraftansammlung der Sowjetunion zu übersehen. Ohne Zweifel war er der Ansicht, was Moskau zu diesem Kriege beitragen könne, sei mindestens eine Schwächung und höchstens eine Lähmung der deutschen Kriegsmaschine, die es den britischen und nordamerikanischen Verbänden erleichtern werde, dem Reich den eigenen Willen aufzuzwingen. Da man von der Konstruktion der europäischen Schwäche ausgegangen war, konnte man gewiß nicht wünschen, am Ende des Krieges ein Europa unter bolschewistischer Diktatur vor sich zu haben, das jederzeit zu einer nicht mehr zu bewältigenden Gefahr für England selbst heranwachsen könnte.

Die geschichtlichen Ereignisse der vergangenen Jahre haben die britisch-amerikanischen Illusionen zerstört. Heute kann es nicht mehr darum gehen, die bolschewistische Waffenhilfe für die eigenen Zwecke einzusetzen, sondern man steht in London und Washington vor der schwerwiegenden Entscheidung, ob man die sowjetischen Forderungen, die von einer Großmacht mit vollständig eigenen Zielen gestellt werden, hinnehmen will oder ob man sich offen oder geheim ihnen widersetzt.

Niemand mehr übersieht diese grundsätzliche Alternative. Daher wird es auch überall sachlich registriert werden, wenn der Korrespondent der „New York Times“, Sulzberger, seinem Blatt aus dem Nahen Osten kabelet, die sowjetischen Grenzforderungen seien für die Westmächte vollständig akzeptiert worden. Es ist damit ein weiterer Schritt auf dem Wege des Abbaues aller wichtigen Garantieverträge, aller Versprechungen und aller Phrasologie erfolgt.

England und Nordamerika handeln nicht nach ihren geschworenen Grund-

sätzen — sondern in der Abwägung der realen Verteilung der Macht unter Beiseiteschiebung aller kleinen Nationen, die im Einvernehmen zwischen den Großen Hindernis sein könnten.

Sie müssen so handeln, weil sie die bolschewistische Hilfe noch weiterhin brauchen, weil sie erkennen, daß sie immer noch nicht fähig sind, Deutschland allein auf den Schlachtfeldern entgegenzutreten. Der nordamerikanische Korrespondent sucht zunächst die Version aufrechtzuerhalten, Washington habe sich zuerst, und zwar noch auf der Konferenz von Teheran, gegen die bolschewistischen Forderungen ausgesprochen. Inzwischen aber habe Moskau seine Forderungen völlig durchgesetzt. So könne z. B. die baltische Frage als erledigt gelten, da London und Washington sich der sowjetischen Auffassung angeschlossen hätten. Ebenfalls hätten die Forderungen gegenüber Finnland die Billigung der Westmächte erfahren. Auch in der polnischen Frage, die vielleicht das schwierigste Problem sei, habe man die Moskauer Forderungen akzeptiert, die bekanntlich eine Entschädigung Polens für die Gebiete östlich der Curzonlinie durch deutsche Gebiete vorsieht.

Hier wird deutlich, wie weit Sulzbergers Veröffentlichungen hinter den wahren Ereignissen herhinken, denn inzwischen ist es längst klar geworden, daß die Bolschewisten sich mit den ehemaligen Forderungen längst nicht mehr zufrieden geben.

Am Beispiel Polens wird ersichtlich, mit welcher Zielgenauigkeit sie auf die Eroberung und Bolschewisierung aller von ihnen betretenen oder erstrebten Gebiete zusteuern. Würden sie tatsächlich ein souveränes Polen als „freundlich gesinnter Nachbarstaat“ wünschen, dann wäre nicht einzusehen, warum sie sich im Hauptquartier wägen, den Warschauer Aufständischen Hilfe zu bringen, ja, warum sie sich sogar als Hindernis der beabsichtigten und im kleinen Maßstab auch durchgeführten Hilfeleistung durch die Anglo-Amerikaner erweisen. Sie verweigerten nämlich hartnäckig die Anweisung von geeigneten Flugplätzen im ostpolnischen Gebiet für die Zwischenlandung englischer Flugzeuge aus Süditalien trotz ausdrücklicher britischer Bitte. Diese Weigerung ist deutlich genug. Auch daß das polnische Sowjetkomitee in Moskau sich bereit erklärte, ganze drei Minister aus der polnischen Exilregierung in die Neubildung des erstrebten Einheitskabinetts zu übernehmen, spricht deutlich für die offene Bolschewisierungsa-sicht.

Zugleich gehen in den Teilen Polens, die von den Sowjets „befreit“ wurden, die Reihenverhaftungen weiter. So wurden laut Londoner Nachrichtendienst allein an einem Tag der Kommandeur des 34. polnischen Infanterieregimentes in Biala Podlaska, der Kreiskommandeur der polnischen Heimatarmee, der Stadtkommandant und der Bürgermeister verhaftet und in unbekannter Richtung entführt. Im Kreis Lublin wurde der Führer der polnischen Heimatarmee verhaftet und die Soldaten dieser polnischen Widerstandsgruppe, die noch vor kurzem gegen die Deutschen im Kampf standen, zu einem großen Prozentsatz ebenfalls. Das gibt der Londoner Nachrichtendienst kommentarlos wieder.

Ist das nun Schwäche oder Absicht? Die Polen können sich lediglich damit trösten, es sei jetzt allgemeine politische Richtlinie, daß der gegenwärtig starke in den besetzten Gebieten verfare, wie es ihm beliebt. Der Protest der isländischen Politiker in Washington gegen die verkündete Absicht der USA, Stützpunkte auf Island auch nach diesem Kriege zu behalten, der Betrug an den betrügerischen Rumänen, die Abspaltung der Gaullisten in Frankreich — all dies sind Symptome einer einheitlichen Ausrichtung, der Ausrichtung nämlich auf nichts anderes als auf die Gewalt.

Michael seit langem Agent der Europa-Feinde

H. W. Stockholm, 29. Aug. (Eig. Drahtbericht.) Nach Enthüllungen des früheren rumänischen Botschafters in London Tilea in der „Sunday Times“ ist der Verräterkönig Michael bereits seit Jahr und Tag in Bukarest nur noch als Agent der Europa-Feinde tätig gewesen. Bereits vor zwei Jahren, so offenbart der gut unterrichtete rumänische Exildiplomat, hatte Michael mit den Feinden Kontakt aufgenommen. Nach dem Zusammenbruch Italiens hatte er die Frage an die Verbündeten gerichtet, ob es für ihn nicht ratsam wäre, das Land zu verlassen. Er erhielt den Bescheid, er solle in Bukarest bleiben, um bei passender Gelegenheit zur Verfügung zu stehen und eingreifen zu können.

Hieraus geht mit aller wünschenswerten Klarheit hervor, daß Michael lediglich als geduckter Beauftragter und Geheimagent der offenen Feinde seines Landes, das er zu einem bestimmten Zeitpunkt auszuliefern hatte, auf seinem Thron blieb. Seine erbärmliche Rolle übertrifft sogar die seines Verräterkollegen Viktor Emanuel.

Neuer Überholungsversuch der Amerikaner

Tapfere Gegenwehr unserer Verbände im Südosten — Heftige Sowjetoffensive gegen Rumänien

rd. Berlin, 29. August. (Eig. Drahtbericht.) Die Nordamerikaner haben nunmehr die strategische Absicht, die mit ihrem Seine-Übergang südlich von Paris verbunden war, zu erkennen gegeben. Ihr neuer starker Panzerangriff auf breiter Front nach Norden, der sich auf der Grundlinie Châlons-sur-Marne — Chateau-Thierry bewegt — der Wehrmachtbericht spricht es bereits aus — hat die Aufgabe, unsere Südflanke anzugreifen und einen Durchbruch in Richtung auf Amiens zu erzielen. Damit hofft man auf feindlicher Seite, die rückwärtigen Verbindungslinien derjenigen deutschen Divisionen abzuschneiden, die im Raume von Rouen und an der unteren Seine eine starke und oft vergeblich benannte Widerstandslinie gebildet haben. Gegen-

den Vorstoß sind unsererseits Truppen eingesetzt worden, die den Feind an die Marne in heftige Kämpfe verwickelt haben.

Auf den anderen Kampffeldern in Frankreich ist eine Veränderung nicht zu erkennen, nachdem Paris sich in den Händen der Feinde befindet und die deutschen Absetzbewegungen im südfranzösischen Raum weiterlaufen.

Der rumänische Verrat wirkt sich, wie jetzt immer stärker erkennbar wird, für die an der äußersten Südecke der Ostfront eingesetzten deutschen Divisionen im zunehmenden Maße aus. Die Sowjets konnten unsere Truppen abschneiden und stürmen nunmehr von allen Seiten gegen diese deutschen Verbände an, die, im Vertrauen auf die rumänischen Verbündeten, an den

Brennpunkten der zu erwartenden Offensive der Sowjets eingesetzt waren. Nachdem die Rumänen, denen lediglich die Aufgabe anvertraut war, die rückwärtigen Verbindungen zu bewachen und aufrechtzuerhalten, augenscheinlich die Sowjets planmäßig in den Rücken der deutschen Verbände geführt hatten, blieb unseren Truppen nur der Versuch übrig, sich nach Westen durchzuschlagen. Mehrere Tage dauert bereits der heftige Kampf, der jedoch bis zur Stunde unseren Truppen noch nicht die Befreiung gebracht hat.

Die Kämpfe im ungarischen Grenzgebiet und an anderen Teilen der Ostfront weisen kein neues Moment auf und haben auch keine größere Ausdehnung angenommen.

Weit über eine Million Häuser durch „V. 1“ zerstört

Chaos im ganzen Land — Bergungsarbeiten sind nicht mehr zu bewältigen

* Stockholm, 29. August. Der britische Botschafter in Washington, Halifax, stimmte in einer Rundfunksendung an die USA, ein Loblied auf die Bevölkerung Englands an, um dem USA-Bürger, der es immer noch nicht glaubt, klar zu machen, welche ungeheuren Kriegsanstrengungen dem Engländer zugemutet werden müssen. Dabei kam Halifax nicht an dem Geständnis vorbei, daß durch die „V. 1“-Waffe nach letzten Feststellungen fast eine Million Häuser beschädigt worden seien. Die „Times“, die sich gerade wieder in sehr ernsten Ausführungen mit den „V. 1“-Angriffen beschäftigt, nennt die Angabe über fast eine Million zerstörter Häuser längst überholt und bemerkt dazu, daß Tausende weiterer Häuser der „V. 1“ zum Opfer gefallen seien.

Eine amtliche Verlautbarung teilt mit, daß im Laufe einer Woche schätzungsweise rund 450 „V. 1“-Geschosse gegen Südwengland abgeschossen worden seien, so daß die Zahl der insgesamt abgeschossenen Ferngeschosse sich seit Beginn der Angriffe auf etwa 7700 belaufe.

Die durch die „V. 1“ hervorgerufenen Schäden in England haben nach der schwedischen Zeitung „Folkets Dagblad“ einen derartigen Umfang angenommen, daß die englischen Feuerwehrlaute allein nicht die Lösch- und Bergungsarbeiten bewältigen können, so daß kanadische Feuerwehrlaute herangezogen werden mußten; es sollen noch weitere Feuerwehrmannschaften aus Kanada herangezogen werden. Wie die „Montreal Gazette“ schreibt, habe Kanada jedoch auch keine Feuerwehrlaute übrig, da es so viele Soldaten nach Europa schicken mußte.

Unter Hinweis auf die Rede des britischen Gesundheitsministers verweist die „Times“ auch darauf hin, daß die im Stadtgebiet von Groß-London unentbehrlichen Arbeiter während der verfloffenen zehn Wochen ohne Ruhepausen sehr vieles hätten durchmachen müssen. Viele von ihnen seien ums Leben gekommen, viele schwer verletzt worden. Besonders erheblich aber sei der durch „V. 1“ angerichtete Sachschaden. Man sehe sich hier vor das bisher größte Problem gestellt, denn die Zerstörungen nähmen ständig zu.

»The Leader« spricht von einer wahren Plündererpléide, die weit schwerer sei als diejenige, die während der großen deutschen Luftangriffe in den Jahren 1940 bis 1941 geherrscht habe. Die plündernden Banden brauchten nicht einmal die Dunkelheit der Nacht beim allgemeinen Durcheinander. Würden sie gefaßt, kämen sie regelmäßig mit verhältnismäßig milden Strafen davon. Die Evakuierungsfrage werde durch den immer größer werdenden Strom der Rückwanderer wesentlich verschärft.

Churchill bereitet Italien auf schwere Entbehrungen vor

* Gen f. 29. Aug. Churchill hat seinen Besuch in Italien beendet. Er benutzte seine Abreise, um eine Botschaft an das »befreite« Italien zu erlassen. Darin gibt er dem italienischen Volk

durch freundschaftlich klingende Redensarten verbrämt, zu verstehen, daß es sich infolge der »Desorganisation, Verknappung des Schiffsraums, der schwierigen Transportwege« auf »schwere Entbehrungen« gefaßt machen müsse.

Bei der Gelegenheit hielt Churchill es für angebracht, nochmals darauf hinzuweisen, daß Italien erst noch verschiedene Proben bestehen müsse, ehe es auf Verzeihung Englands rechnen dürfe. Vor allem erwartet Churchill vom italienischen Volk, daß es sich an den »harten Kämpfen« auf der Seite der Alliierten beteilige, d. h. sich im Dienste der Plutokratie verblutet.

Diese Botschaft dürfte das italienische Volk erneut darüber belehren, daß alle Versprechungen, die ihm die Badoglio-Clique gemacht hat, Täuschungen waren, und daß sich von den Hoffnungen keine erfüllt hat.

Keine entscheidenden Operationen in Birma zu erwarten

Bezeichnendes Eingeständnis Mountbattens — Schwere Waffen für den Kampf in Frankreich abgezogen

JJ. Stockholm, 29. Aug. (Eig. Bericht.) Der Oberbefehlshaber der anglo-amerikanischen Streitkräfte in Indien und Birma, Lord Mountbatten, ist zum erstenmal seit seiner Ernennung auf diesen Posten vor einigen Tagen nach London gekommen, wo er nach einer amtlichen Pressemitteilung an „wichtigen militärischen Besprechungen“ teilnahm. Ausländische Beobachter in der britischen Hauptstadt hegen jedoch den Verdacht, daß Mountbattens Reise nach London in der Hauptsache bezweckt, sich gegen die starken Anwürfe zu verteidigen, die von allen Seiten, besonders auch von den Nord-Amerikanern, gegen seine militärische Führung in Südostasien vorgebracht worden sind. Wer könnte auch behaupten, daß der Vetter des britischen Königs besondere militärische Erfolge erzielt hätte? Als Mountbatten im vergangenen Jahre nach Indien geschickt wurde, erklärte die britische Presse einmütig, nun werde endlich die Großoffensive zur „Befreiung Birmas und zur Wiederherstellung der Ueberlandverbindungen mit Tschungking-China“ in Gang kommen. In Wirklichkeit aber erfolgte der japani-

sche Einbruch in Indien, und Mountbattens Truppen wurden an allen Fronten — mit einer einzigen Ausnahme — gezwungen, besonders verlustreiche Rückzugskämpfe zu führen. Die einzige Ausnahme waren die Kämpfe in Nordbirma, die allerdings nicht von einem Briten, sondern von dem nord-amerikanischen General Stilwell geführt wurden.

Lord Mountbatten berief in London eine Pressekonferenz ein und gab dabei eine sehr lange Erklärung ab, die von A bis Z in der Tat eine einzige Entschuldigung darstellte. Seine Erklärung gipfelte in der Feststellung, daß man gewaltige Verluste gehabt habe, denn insgesamt hätten seine Verbände seit Uebernahme des Kommandos durch ihn in Indien 10.000 Tote, 3000 Vermißte, 27.000 Verwundete, also ein Gesamtausfall von über 40.000 Mann, zu beklagen gehabt, und darüber hinaus noch Krankheitsausfälle von fast einer Viertelmillion Mann. Wörtlich fügte er dann hinzu: „Ich möchte sehr vor übertriebenen Zukunftshoffnungen warnen. Großartige amphibische Operationen

sind in meinem Abschnitt in absehbarer Zeit nicht zu erwarten, dazu fehlt uns ganz einfach das notwendige Rüstzeug. Uns ist im letzten Jahre alles Ueberflüssige genommen worden. Flugzeuge, Schiffe, ja sogar die schweren Waffen. Sie wurden für die Operationen gegen Europa benötigt. Wir haben uns mit wenig Waffen schlagen müssen, und das, was wir für größere Operationen benötigen, kann nicht von heute auf morgen geliefert werden. Viele Flugzeuge, Schiffe und Landungsboote, die eigentlich für uns bestimmt waren, sind im Kampf in Frankreich eingesetzt worden. Solange wir nicht die notwendigen Waffen erhalten, wird eine grundlegende Veränderung der allgemeinen Lage in Südostasien nicht zu erwarten sein.“

Verlag und Druck: Oberhelsheimer Gauverlag u. Druckerei GmbH, Verlagdirektor: Emil Maus

Schriftleitung: Hauptchriftleiter: Franz Moraller, Stellvert. Hauptchriftleiter: Paul Schall (Zur Zeit 1st Anzeigengerechaltete Nr. 2 gültig)

Das Reich leistet für Kriegssachschäden vollen Ersatz

Für den durch den Bombenterror betroffenen Volksgenossen steht die ganze Volksgemeinschaft ein — Neuerungen von weittragender Bedeutung

Berlin, 29. Aug. Durch eine Anordnung des Reichsführers SS und einen Vollzugserlaß des Reichsministeriums des Innern vom 18. Juli 1944 sind den Feststellungsbehörden für die Behandlung der Kriegssachschäden wichtige Weisungen erteilt worden. Hierzu wird folgendes amtlich bekanntgegeben:

Das Reich leistet für die durch Feindeinwirkung verursachten Sachschäden vollen Ersatz. Dies bedeutet, daß der durch den feindlichen Bombenterror betroffene Volksgenosse für seinen Schaden auf keinen Fall aufzukommen hat; die im Reich verkörperte Volksgemeinschaft steht für ihn ein. Dieser Grundsatz gilt unverrückbar, gleichgültig, welches Ausmaß die durch das haßerfüllte Wüten der Feindeite verursachten Schäden annehmen. Auch die Anordnung schneller und großzügiger Bearbeitung aller Schadenfälle bleibt nach dem Willen des Führers unverändert aufrecht erhalten.

Der Geschädigte erhält die vollen Wiederbeschaffungskosten ersetzt. Hat er neue oder vollwertige Sachen verloren, erhält er die Mittel für die Beschaffung gleichwertiger Gegenstände. Hat er Sachen verloren, die für ihn selbst schon einen erheblich geringeren Wert hatten, so muß er sich Abzüge gefallen lassen. Daß Deutschland Schwarzhandelspreise, deren Forderung es nach den Preisvorschriften bestraft, nicht einsetzen kann, ist klar. Diese beiden Gesichtspunkte dürfen von den Geschädigten nicht übersehen werden, wenn sie sich und den Feststellungsbehörden unnötige Reibungen ersparen wollen.

Zwischenbescheid unter Zugrundlegung der Vorkriegspreise

Die Bearbeitung der Kriegsschäden wäre einfach, wenn wir bei der Wiederbeschaffung aus dem Vollen schöpfen könnten. Nun sind aber heute, wie jeder weiß, Wiederbeschaffungen nur in den wenigsten Fällen möglich, da die Rüstungsproduktion den Vorrang vor jeder anderen Erzeugung haben muß. Für viele Fälle lassen sich nicht einmal vernünftige Wiederbeschaffungspreise ermitteln.

Der Runderlaß bringt daher eine Neuerung von weittragender Bedeutung. Er ordnet an, daß der Schaden zunächst nach Vorkriegspreisen zu berechnen sei und dem Geschädigten in einem Vorbescheid eine Entschädigung bis zu dieser Höhe in Aussicht gestellt wird. Im Rahmen dieses Betrages kann der Geschädigte von der Feststellungsbehörde gegen Vorlage des Vorbescheides jederzeit Vorauszahlungen erhalten, wenn er nachweist, daß er Wiederbeschaffungen vornehmen oder Instandsetzungen durchführen kann. Die Vorauszahlungen werden auf dem Vorbescheid vermerkt, damit der Geschädigte weiß, welche Beträge ihm noch zur Verfügung stehen. Auf diese Weise kann nunmehr vor allem die Masse der Hausratschäden, die unsere Bombengeschädigten am meisten bekümmern, durch einen Vorbescheid abgeschlossen werden.

Barauszahlungen nur für volkswirtschaftlich vertretbare Zwecke

Bei einem Teil der Geschädigten zeigt sich immer wieder das Bestreben, sofort

möglichst hohe Barbeträge ausbezahlt zu erhalten. Auch für die Feststellungsbehörden wäre dies zweifellos einfacher, als in jedem Einzelfall sorgfältig prüfen zu müssen, ob die geforderten Barbeträge für volkswirtschaftlich vertretbare Zwecke verwendet werden sollen. Zu großzügige Zahlungen würden jedoch die Reichswährung und die streng überwachte Preisgestaltung gefährden. Sie lägen auch nicht im wohlverstandenen Interesse der Geschädigten, die das Geld jetzt für irgendwelche, zum Teil völlig überflüssige Dinge verausgaben würden, und dann zu dem Zeitpunkt, in dem die verlorenen Gegenstände tatsächlich wieder beschafft werden können, mit leeren Händen dastünden.

Kann der bombengeschädigte Volksgenosse aber tatsächlich Dinge, die er für seine Lebenshaltung braucht, zu vernünftigen Preisen jetzt wieder beschaffen, dann muß er den benötigten Betrag unverzüglich erhalten. Man muß ihm auch bei der Auswahl der Dinge, die er wiederbeschaffen will, eine gewisse Freiheit lassen. Es ist durchaus nicht notwendig, daß er im einzelnen genau das gleiche wieder beschafft, was er verloren hat. Wenn er z. B. statt zweier verbrannter Zimmerleinrichtungen je 2000 RM jetzt eine bessere für 4000 RM kaufen will und der Preis angemessen ist, so ist nicht einzusehen, warum man ihm dabei entgegenzutreten soll. Er muß eben dann auf die Wiederbeschaffung eines zweiten Zimmers ver-

zichten, oder muß dieses jetzt oder später aus eigenen Mitteln dazu kaufen. Diese Freizügigkeit darf allerdings nicht dazu führen, daß beispielsweise ein Ausgebombter, der eine Zweizimmerwohnung verloren hat, sich nunmehr auf die ganze Entschädigung ein hochwertiges Wohnzimmer kauft, und dann von der Feststellungsbehörde einen weiteren Betrag für die Beschaffung eines Schlafzimmers fordert. Oder allgemein ausgedrückt: Die gewährte Entschädigung muß in erster Linie zur Wiederbeschaffung des lebensnotwendigen Bedarfs verwendet werden.

Vorauszahlungen zur Deckung des ersten Bedarfs

Kleinere Vorauszahlungen, die der Ausgebombte zur Deckung des ersten Bedarfs braucht, können ihm ohne Prüfung des Verwendungszwecks gegeben werden. Hauptsache ist, daß hier — nötigenfalls in den Auffangstellen — schnell und ausreichend geholfen wird. Höchstens wird ein Betrag von 500 RM für die erste, 200 RM für die zweite und je 100 RM für jede weitere Person des Haushalts sein. Auch hier muß mit Vernunft auf beiden Seiten vorgegangen werden. Wer wegen Wasserschadens in seiner bald wieder bewohnbaren Wohnung sich vorübergehend für einige Tage in der Auffangstelle aufhält, kann nicht beanspruchen, daß er wie ein Ausgebombter behandelt wird. Aber auch der Totalgeschädigte muß nachweisen,

daß er die erste Vorauszahlung vernünftig verwendet hat, wenn er neue Beträge anfordert. Auch er muß dartun, daß er tatsächlich sofort größere Wiederbeschaffungen durchführen kann, wenn er einen höheren Betrag erhalten will. Soweit er Bezugsscheine vorlegen kann, genügt dies ohne weiteres als Nachweis. Wenn er — etwa aus privater Hand — sofort notwendige Hausratstücke erhalten kann und hierfür einen höheren Betrag benötigt, muß er dies der Feststellungsbehörde nachweisen.

Gegenseitiges Verständnis erforderlich

Unsere bombengeschädigten Volksgenossen tragen ein hartes Los. Die Feststellungsbehörden müssen sich stets vor Augen halten, daß namentlich der Totalgeschädigte, der bei ihnen vorspricht, unter einem seelischen Druck leidet, der ihm von vornherein zugute gehalten werden muß. Andererseits gehört ein hohes Maß von Fleiß und fachlichem Wissen, von Menschenkenntnis, Einfühlungsvermögen und Verantwortungsfreudigkeit dazu, die Aufgaben zu erfüllen, die Tag für Tag an die Beamten und Angestellten der Feststellungsbehörden herantreten. Beide Teile müssen aber Verständnis für einander aufbringen. Nur dann bleibt eine den Belangen der geschädigten Volksgenossen und des Volksganges in gleicher Weise gerecht werdende Erledigung der Kriegssachschäden gewährleistet.

Das Elsaß im totalen Kriegseinsatz

Weitere Maßnahmen des Chefs der Zivilverwaltung

Strasbourg, 29. August. Im Verfolg der Maßnahmen zur Durchführung des totalen Kriegseinsatzes hat der Chef der Zivilverwaltung im Elsaß verfügt, daß der Grundstücksverkehr einschließlich des volks- und reichsfeindlichen Grundbesitzes stillzulegen ist. Was das volks- und reichsfeindliche Vermögen betrifft, so sind alle Auseinandersetzungsmaßnahmen zurückzustellen, soweit sie nicht als laufende Verwaltungsaufgaben unvermeidlich sind. Dadurch wird es möglich, zwei Drittel der einsatzfähigen Kräfte des Gesamtpersonals der Rüstungsindustrie zur Verfügung zu stellen.

Auf dem Gebiete des Bauwesens hat der Chef der Zivilverwaltung im Elsaß verfügt, daß Neubauleitungen stillgelegt werden, ferner werden alle Bauten an der Reichsuniversität Strasbourg, die nicht kriegsentscheidend sind, ebenfalls stillgelegt. Dadurch, daß das Wasserwirtschaftsamt Mülhausen mit dem Straßenbauamt Mülhausen vereinigt und die beiden restlichen Wasserwirtschaftsamter in Strasbourg von der Abteilung für Bauwesen mitverwaltet werden, wird eine beträchtliche Anzahl von Arbeitskräften der Wehrmacht bzw. der Rüstung zugeführt werden können.

Auch bei den Planungsbehörden werden 50 Prozent der Kräfte herausgelöst werden können; ab sofort wird auch das Eichwesen stillgelegt.

Ebenso erfolgt die Stilllegung des Goethehauses einschließlich der mit ihm verbundenen wissenschaftlichen Arbeiten.

Léon Degrelle mit dem Eichenlaub ausgezeichnet

Aus dem Führerhauptquartier, 29. Aug. Der Führer hat dem Kommandeur der 5. SS-Freiwilligen-Panzerbrigade „Wallonien“ SS-Sturmbannführer Léon Degrelle, das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen.

Léon Degrelle wurde am 15. Juni 1906 in Bouillon in der belgischen Provinz Luxemburg als Sohn eines Landwirts geboren. Seit der Gründung seiner Rixistenbewegung im Jahre 1930 hat sich Degrelle unentwegt für den Kampf gegen den Bolschewismus eingesetzt, einen Kampf, den er selbst zunächst jahrelang als hervorragender Redner, Schriftsteller und Journalist führte, und in dem er jetzt schon seit einigen Jahren als aktiver Soldat in den Reihen der Waffen-SS im Osten steht.

Neue Eichenlaubträger

Führerhauptquartier, 29. Aug. Der Führer verlieh am 23. August das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Generalleutnant Walter Melzer, Kommandeur der am 21. Juli 1944 im Wehrmachtbericht genannten schlesischen 252. Infanteriedivision als 558. Soldaten der deutschen

Wehrmacht. Generalleutnant Melzer wurde am 7. Oktober 1894 in Leipzig geboren. Ferner erhielt das Eichenlaub-SS-Obergruppenführer und General der Waffen-SS Willi Bittrich, Kommandierender General des II. Fz.-Panzerkorps als 563. Soldaten der deutschen Wehrmacht.



Frauen und Mädchen im Kriegseinsatz. Frauen und Mädchen, die in Rüstungswerken im Kriegseinsatz stehen, haben sich schon nach kurzer Zeit gut eingearbeitet. (Aufn. Atlantic)

Verlaß auf die Frau

Von Dr. Magda Menzerath

Das Geschehen der letzten Wochen war auch für die Frauen das Signal, daß nun ein weiteres an Leistung von ihnen erwartet würde. Nicht in dem Sinne, daß es nun aufrüttelnde Ausrufe bedürfe, aber in der ruhigen Erkenntnis der schicksalhaften Notwendigkeit und der sachlichen und entschlossenen Bereitschaft dazu. Der gewaltige Ansturm des reinen läßt jede Frau fühlen und begreifen, daß alles zivile Leben der allgemeinen Kriegslage anzupassen ist und mit dem dabei freierwerbenden Kräfte der notwendige Arbeitsertrag erreicht werden muß.

Es wird niemand bestreiten wollen, daß die Schraubendrehungen bis zum totalen Krieg im großen und ganzen gesehen, langsam erfolgten. Millionen Frauen haben allerdings schon jahrelang ihre volle Pflicht und manches Mal mehr als diese getan. Wenn wir ihre Leistung als Maßstab anlegen, sind wir auch nach den schärferen Verfügen noch nicht bei unsern letzten Möglichkeiten der Aufbietung aller Volkskraft angelangt. Dies berechtigt in besonderem Maße zu Verordnungen gegen jene, die immer erst die volle gesetzliche Strenge für die Erfüllung ihrer Pflichten brauchen und zum Beispiel durch Scheinarbeitsverträge glauben, ihre Arbeitsleistung der Gemeinschaft vorenthalten zu können. Es gibt keine anständige Frau, die es nicht bedauert, daß eine solche Maßnahme erforderlich war, wenn auch jede begrüßt, daß damit Auswüchsen entgegen getreten wird, die ruhig anzusehen nicht leicht fallen konnte. Der Akt der Gerechtigkeit wird mit Zufriedenheit festgestellt; die Beschämung,

die man für die Betroffenen empfindet, wird aufgehoben durch die Gewißheit, daß das Nichtgenügen einzelner doppelt auffiel, weil ihm die restlose Hingabe von Millionen so klar gegenüber stand.

Denn es haben in diesen Jahren nicht nur die Geschäfte, für die es ein gesetzliches Muß gab — ganz abgesehen davon, daß dies oft eine Folgerscheinung war, nachdem die freiwillige Bereitschaft längst zur Tat geworden war, sondern es gab und gibt unzählige Frauen, die nichts als die innere Verpflichtung zur Leistung in den Kriegsproduktionsstätten anhielt. Die Sechzigjährigen, die nicht nur an gewohnter Stelle weiterschafften, sondern oft genug erst während des Krieges antraten, sind keine Einzelfälle, und die Zahl der Frauen, die neben einer als Vollerleistung anerkannten Tätigkeit in der Familie und im eigenen Betrieb noch stundenweise Hilfsarbeit für die Wehrmacht und die sozialen Anforderungen übernahmen, geht in die Millionen. Wir haben während des Krieges die deutsche Frau noch nie umsonst gerufen, und wir wissen daher auch, daß sie sich jetzt wieder, wenn es auf die ganze Kraftentfaltung der Nation ankommt, ohne viele Worte erheben wird. Erfahrungsgemäß ist die Bereitschaft der Frauen dort am größten, wo sie das Verständnis ihres Mannes findet; ja, es kann gesagt werden, ohne irgend jemandem zu nahe treten zu wollen, daß in der überwiegenden Zahl der Fälle die Einsicht der Frauen größer ist als die derer, die bisher in den Genuss ihrer familiären Arbeitsleistung gekommen sind.

Wir haben in den letzten Monaten die Einrichtung des Ehrendienstes der Frauen geschaffen. Zu ihm fand sich bereit, wer kriegswichtige Arbeit übernahm, ohne dazu gesetzlich verpflichtet zu sein. Es gab gewisse, nicht in der Erfassung der Arbeitskräfte liegende Gründe, die es nur zu einer beschränkten Werbung für diesen Ehrendienst kommen ließen. Trotzdem und gerade deshalb sind die Ergebnisse anspornend und werfen ein beachtendes Licht auf die starke Einsatzwilligkeit der Frauen. In den wenigen Gauen, die eine Vollwerbung durchführten, konnte die NS-Frauenenschaft zehntausende Frauen melden; aufs ganze gesehen weiß man daher heute, daß wir selbst nach Abzug der 45-50jährigen, die jetzt in anderer Form dem Arbeitseinsatz zugeführt werden, noch mit der freiwilligen Bereitschaft Hunderttausender, wenn auch oft nur stundenweise, rechnen dürfen.

Die Erfahrungen, die man mit der Vorbereitung des freiwilligen Ehrendienstes machte, sind eindeutig so, daß es bei allen einschlägigen Stellen gar keine Frage mehr darüber gibt, ob den Frauen ihre Kriegspflichten begreiflich gemacht werden können. Es zweifelt niemand daran, daß bis auf die hoffnungslosen Egoisten, die es in jeder Volksgemeinschaft gibt, und für die daher der Zwang geschaffen werden muß, jede Frau in Deutschland bereit ist, ihr Teil an der für den Sieg erforderlichen Arbeitsleistung zu übernehmen. Es ist dies einzig und allein eine Frage der Arbeitsorganisation, denn es ist ja nicht jede Frau aus ihrem Haus oder ihrem Wohnort zu lösen. Wenn daher nicht wie bisher die

Frau um jeden Preis zur Arbeit muß, sondern die Arbeit zu ihr kommt, dann wird der volle Beweis erbracht werden können, daß alle deutschen Frauen willig sind, Kriegsarbeit zu leisten, soweit sie über ihre bisherigen Pflichten hinaus nur eine Stunde erübrigen können.

Das Stundenergebnis für die Kriegsproduktion steht dabei gerade auf dem Frauensektor in einer natürlichen Abhängigkeit von den Forderungen des zivilen Lebens. Die Einbeziehung der verheirateten Frau, der Mutter, in die Kriegsarbeit zwingt zu Belastungsberechnungen, denen mit der Betriebsstundenzahl nicht genug getan werden kann. Dies findet bei jeder Erweiterung des Arbeitseinsatzes seine Erwägung, und so ist auch diesmal nicht unerörtert geblieben, wie weit man durch Neuerfassung bisher nicht ausgelasteter Frauen anderen, die mehr als ihre Pflicht tun, Erleichterungen verschaffen kann. Es gibt dazu manchen Weg. Ein Beispiel gab eine Kleinstadt in Niedersachsen, wo allabendlich eine Anzahl älterer, nicht einsatzfähiger Frauen mehrere Stunden lang in einem Betrieb die Vorbereitungsarbeiten für den Produktionsgang des nächsten Tages übernahmen und damit ihnen vollberufstätigen Kameradinnen eine ins Gewicht fallende Ueberarbeit abnahmen.

Es ist vor allem jedoch immer wieder zu überlegen, wie weit die berufstätige Hausfrau von ihren zivilen Verpflichtungen freigestellt werden kann. Es ist heute der Zeitpunkt gekommen, diese Erwägungen nachdrücklicher zu pflegen. Die Vereinfachungen, zu denen uns der Bombenterror gezwungen hat, geben schon einen guten

Personenzüge mit Bordwaffen beschossen

Strasbourg, 29. August. Auch am Montag wurde wieder eine Reihe von Personenzügen im Tiefangriff von amerikanischen Luftpiraten mit Bordwaffen beschossen. Glücklicherweise traten, da die Reisenden sich luftschutzmäßig verhielten und den Anordnungen des Zuggersonals Folge leisteten, keine Personenverluste ein. Die Sachschäden sind, obgleich die Angriffe mehrmals wiederholt wurden, äußerst gering.

Die Rolle der italienischen Flotte

Stockholm, 29. August. Der Marineminister Bonomi erklärte nach »Goeteborgs Handels- und Schiffszeitung« aus Rom in einem offiziellen Bericht, daß die italienische Kriegsflotte niemals durch sogenannte faschistische Reformen die traditionelle Leistungsfähigkeit der Flotte habe zerstören lassen. In den letzten vier Jahren sei wiederholt behauptet worden, daß die italienische Kriegsmarine keinen Brennstoff und keine Waffen hätte. Der Marineminister erklärte jedoch, die italienischen Arsenale verfügten noch heute über gute Vorräte und setzte hinzu, daß die Brennstoffvorräte viel größer gewesen seien als man sich vorgestellt habe.

50 000 Esten als Sklaven verschleppt

Stockholm, 29. Aug. »Folkets Dagblad« veröffentlicht die Ausführungen eines estnischen Flüchtlings namens Karius, der kürzlich in Schweden eintraf und über die Schreckenszeit der Sowjetokkupation Estlands in den Jahren 1940/41 berichtete. Damals seien über 50 000 junge Esten als Sklaven in die Sowjetunion verschleppt und alles Vermögen im Lande sei beschlagnahmt worden. Das was Estland widerfahren sei, könne ganz Europa, darunter auch Skandinavien, bevorzugen, wenn die Bolschewisten freie Hände erhalten sollten.

Die Schilderungen der schwedischen Systemblätter über die Erfolge der Sowjets seien nach »Folkets Dagblad« vollständig unfaßbar. Sollte Stalin auch die schwedische Grenze überschreiten, so würde nach »Folkets Dagblad« eine Schreckenszeit auch für Schweden und das schwedische Volk beginnen.

Maßstab, könnten aber durchaus noch mehr ins Bewußtsein dringen. Dies um so mehr, als nun wieder in besonderem Maße die Frauen einer Schicht erfaßt werden, denen die äußere Lebensgestaltung oft ein wesentlicher Lebenszweck ist.

Wenn der Führer immer wieder von der Anständigkeit des deutschen Menschen spricht, von seiner Opferbereitschaft, seinem Gemeinsinn, so hat er gewiß neben den Soldaten in besonderem Maße die Frauen vor Augen. Die Bäuerin, die allein und mit weniger Hilfskräften gerade ihre arbeitsintensiven Kulturen ausdehnt und die Mehrarbeit gesteigerter Milchproduktion auf sich nimmt, die Handwerkerfrau, die den Betrieb aufrecht erhält und unter schwersten Kriegsbedingungen Kinder zur Welt bringt, die Angestellte, die aus der gewohnten Umgebung herausgenommen, an der Maschine ihren Platz einnimmt, die werktätige Mutter, die sich den Notwendigkeiten der Kriegsfertigung mit Stolz unterwirft — sie alle haben das Beispiel gegeben, das fort und fort zündet und alle Frauen in gemeinsamem Schaffen verbindet. Die Natur der Frau ist Hingabe, und deshalb hat sie auch ihr Herz an ihre Arbeit gehängt. Ist sie einmal in den großen Kreislauf eingetreten, dann fühlt sie sich zugehörig. Einmal gewonnen, wäre es für sie unenträglich, in dieser Zeit nicht dabei zu sein.

So erklären wir die nie von den deutschen Frauen vorher erwarteten Leistungen, so wissen wir aber auch, daß wir bis zum Ausbruch der Kraft, Leistung und Tapferkeit des ganzen Volkes errungenen Siege mit ihrer Bereitschaft und Tüchtigkeit unbedingt rechnen können.

In einer kleinen Küche...

Die Aepfel des Vorstandsgärtchens gucken schon zum Fenster herein. Sie sind noch nicht reif, sie sind klein, fest und grün. Sie hängen an den Zweigen wie lustige kleine Wesen. Ich muß dabei an unsern Kindergarten denken, an Michel, Monika und Bärbel. Das sind auch so drei Vorwitzige, immer vorne dran, immer das Näschen in alles Neue gesteckt; kein Guckloch bleibt unentdeckt. Doch an daheim hängen sie wie die Apfelkinder am Baum; klammern sich fest an Mutters Schürze und Herd.

Große Haushalte haben große, kühle, weißlackierte Küchen! Die Kinder verlaufen sich da. Aber in der kleinen Küche pulsiert Leben. Da riecht es gemütlicher, lebt sich's freundlicher, brodelt's greifbarer. Mutter regiert. An sie hält sich die hungrige Schar. Ist es nicht wunderbar, beim Kochen mitkosten zu dürfen! Nur ein Löffelchen, aber das schmeckt vornehmend lukulischer als das ganze Mittagessen.

Und wieder sitzen wir in einer kleinen Küche. Sie ist grün gestrichen. Das gibt fröhlichen Sinn. Die Hausfrau schneidet Kohlrabi. Diese sommerliche Kostbarkeit wird mit ihren zartesten Blättern gekocht. Man muß alles ausnützen. Es ist Krieg. Man muß sparen und doch satt werden und gesund bleiben. Besucherinnen kommen, befreundete Nachbarinnen setzen sich auf den grün gestrichenen Stuhl, erzählen ihre Gedanken, ihr Leid. Es muß so vieles von der Seele herunter; die Freundin hört zu und kocht dabei weiter. Es scheint, als ob sie allen Kummer zerkerche... Eine Wonne ist es, das bißchen Fett in der Pfanne zwischen zu hören! Die Frauen denken an ihre Männer im Feld. Einer ist in Gefangenschaft. Wann gibt es ein Wiedersehen? Die Frage schwebt wie zitternder Rauch und verflüchtigt sich in Klarheit, sobald die Freundin das Fenster ins Freie öffnet...

Der Krieg geht weiter. Vom großen Mietshaus in der Stadt stehen nur noch rauchschwarze Wände, die frühe grüne Küche ist nicht mehr. Das zerbröckelte Mauerwerk klafft wie eine offene Wunde. Doch die heimatssuchenden Menschen bringen wieder eine Küche zusammen, wenn auch nicht am alten Ort. Irgendwo, irgendwie. Im Keller des bombengeschädigten Hauses graben sie einen alten Küchentisch aus. Sie scheuern ihn blank. Einige Stühle und Hocker zimmern sie sich aus alten Brettern und dazu einige Regale für die wenigen Töpfe. Diese Küche sieht wahrlich nicht schön aus, aber sie ist doch das Herz der kleinen Familie, und der Tisch wird hier gedeckt.

Was uns zusammenhält, ist nicht das Frächtige, es ist das einfache Innige, das uns packt wie eine feste Hand, auch wenn wir weinen.

Große und kleine Geschehnisse können in der Küche besprochen und erlebt werden. Eine Mutter begrüßt darin ihren Sohn, der unverhofft aus dem Felde heimkehrt. Er ist verwundet, trägt einen Arm in der Schlinge. Er braucht Mutters heilsame Nähe. Und sie kocht ihm sein Lieblingsgericht, seinen Pudding. Sie kommen ins Plaudern, die sprechen von „Früher“. Mutter erzählt ein wenig mehr als sonst, weil ihr Herz aufgeschlossen ist. Sie erzählt ihm von seinem Vater, der schon lange tot ist. Sie malt ihn ein wenig schöner aus, als der Sohn

ihn im Gedächtnis hat. Sie möchte, daß der Junge eine gute Erinnerung habe. Aber der Sohn ist im Krieg reif und ernst geworden. Er merkt die gute Absicht und winkt zart ab. „Laß nur Mutter, ich weiß schon, wie Vater war.“ Da begriff sie. Erkennt, daß sie diesem Sohn Ehrlichkeit schuldet. Während gemütlich die Suppe brodelt und das Rindfleisch gar kocht, erzählt sie. Doch sie weiß, was sie in ihrem Geständnis streichen muß, was besser im Dunkel der Vergangenheit bleibt.

„Ich hatte dich noch nicht geboren. Es war in meiner schweren Zeit. Da kam etwas zwischen deinen Vater und mich. Ich merkte es erst, als es zu spät war. Ich war zu sehr mit mir — und dir beschäftigt. Wenn man ein Kind erwartet, denkt man immer nur an das Komende. Das Kind ist einer Mutter schon lange geboren, ehe es da ist. Aber diese Gedanken führen ab vom Mann, wenn der Mann nicht dieselben Empfindungen hegt. Und welcher Mann tut das! Dein Vater war noch so jung. Er schien am Anfang des Lebens zu stehen, ein Kind war ein zu frühes Erlebnis für ihn. Gewiß, als du da warst, war er stolz auf dich. Und so blieb ich bei ihm, still meiner Pflicht lebend — für dich. Es war nicht einfach.“

Eines Tages begegnete ich beim Einkaufen unserm Hausarzt. Er meinte, ich müßte mich erholen. Er wollte mir ein Kräftigungsmittel verschreiben. Ich ging oft zu ihm. Ich hatte ja viel freie Zeit. Dein Vater war nie daheim. Seine Muße-Stunden verbrachte er mit seinen Bekannten. Ich versuchte nur noch, für dich den Vater zu halten. Er war kein

schlechter Mensch, nur so wie viele Männer sind. Der gute Onkel Doktor brachte Freude in dein und mein Leben. Samstagsmorgens durftest du in seinem Garten spielen. Weißt du noch, wie du unter den Stachelbeerstrüchern dich verstecktest und dabei tüchtig naschtest? Das ist lange her.

Die Mutter streicht sich mit der Hand leicht über das heiß gewordene Gesicht und rührt mit dem Quirl die Suppe.

„Ich hätte den Doktor heiraten können“, fährt sie fort, „wir hätten uns gern; er mochte auch mich. Aber dein Vater liebte dich, und ich wollte dir das erhalten. Und es war wohl gut so. Dein Vater starb plötzlich, als du erst vierzehn Jahre alt warst. Er hatte sich eine Lungentzündung geholt. Ich pflegte ihn. Er sah erst auf dem Krankenlager ein, daß unsere Ehe anders hätte sein können. Aber das ist vorbei — und alles andere auch. Ich hatte nicht mehr den Mut zu neuer Heirat. Doch die Freundschaft zum Doktor hielt mich aufrecht, und so blieb es — bis vor drei Wochen. Da erhielt die Nachricht, daß er sich in dem Hilfslazarett, in dem er tätig war, eine tödliche Krankheit zugezogen hatte und daran starb.“ Sie weint leise: Ich habe nun nur noch dich!

Still und beschützend legt der Sohn seinen gesunden Arm um seine Mutter, führt sie zum kleinen gedeckten Esstisch, rückt ihr den Stuhl und das Kissen zurecht, nimmt den Topf vom Herd und schöpft umständlich, fast feierlich, wie zu einem Fest der Liebe, die Suppe in ihren Teller.

lich von Leonardo ist, so beseitigte die Fotomikroskopie jeden Zweifel daran. Der Fotograf arbeitet hier Hand in Hand mit dem Chemiker, der die Farben untersucht und aus ihrer Zusammensetzung Schlüsse auf das Alter des Bildes ziehen kann.

Blick in die Welt

Der „weibliche Strauß“

Ein langes Leben im Dienste der Musik hat Frau Ludmilla Gehrecke, die Halle als ihre Wahlheimat erkort, hinter sich. Trotz ihres hohen Alters von 71 Jahren erteilt sie in Halle noch Musikunterricht und leitet ein Schülerorchester. Die in Wien Geborene hatte schon im sechsten Lebensjahr Klavierunterricht erhalten. Als der Vater gestorben war, mußte sie zwar das Musikstudium am Wiener Konservatorium abbrechen, brachte es aber doch zur Kapellmeisterin. Dann leitete sie eine Damenkapelle in Halle. Damals war die energische Frau 21 Jahre alt. Sie wurde von ihren Managern als der „weibliche Strauß“ bezeichnet. Bald wagte sie sich an gemischte Orchester heran, bis sie dann ausschließlich zu Männerorchestern überging. Es folgten Konzertreisen, die Künstlerin bis nach Südamerika führten. Danach dirigierte Frau Gehrecke wieder ein Konzert in Halle, und zwar gleich mit zwei Orchestern, dem Philharmonischen und dem Görlach-Orchester. Rückschläge blieben der Frau Kapellmeisterin nicht erspart, die sie aber nicht hinderten, der Musik treu zu bleiben und sich noch bis ins hohe Alter hinein mit ihr ausübend zu beschäftigen.

Der letzte Postillon von Garmisch-Partenkirchen

Kürzlich starb in Garmisch-Partenkirchen der ehemalige Posthalter und Lohnkutschereibesitzer Paul Millian. Mit ihm ist der letzte Postillon des südbayrischen Fremdenverkehrsgebietes dahingegangen. Als Millian 1894 nach Garmisch kam, war es noch nicht mit Partenkirchen vereinigt, aber als Sommerfrische schon viel besucht. Er fuhr die Brief- oder Karriolpost Grainau-Griesen. Als die Eisenbahn von München bis Garmisch gebaut war, übernahm er die Beförderung der Fremden mit Landauern und Stellwagen nach Tirol, versah auch die Post nach Lermoos. So erlebte er die Entwicklung Garmisch-Partenkirchens, die Anlage der Wintersportplätze und den Bau der Bahn zur Zugspitze. Die Postillone von Berchtesgaden, von Reichenhall, Frideolung und Starnberg sind ihm bereits im Tode vorausgegangen, und so war Paul Millian der letzte aus der Gilde der Postillone im Oberbayerischen Alpenland.

Ein 70-jähriger Postbote

Das Postamt zu Trautenau im Sudetenland ehrte dieser Tage den Postboten Josef Burkert zu seinem 70. Geburtstag. Er versieht noch frisch und pflichttreu seinen Dienst. 1936 hatte ihn die tschechische Postverwaltung in den Ruhestand versetzt. Gleich nach der Befreiung des Sudetenlandes meldete er sich wieder freiwillig zum Amtsantritt.

In die offene Wassertonnen gefallen

Nicht nur die Regenwassertonnen, sondern auch gerade jetzt die im Rahmen der Luftschutzmaßnahmen auf Höfen und Siedlungen aufgestellten Wasserbehälter müssen stets zugedeckt sein, namentlich, wenn kleine Kinder da sind. In Nordhausen am Harz hat sich jetzt erst wieder der tragische Fall ereignet, daß ein zweijähriger Junge im unbewachten Augenblick in eine solche Tonne fiel und ertrank.

Kleiner Wirtschaftsspiegel

Kurzberichte der Wirtschaft

Margot-Produkte A. G. Schlittheim. Aufsichtsrat und Vorstand beschloß laut Verordnung des C. d. Z. in seiner Sitzung vom 21. Juli 1944 für das Geschäftsjahr eine Dividende von 6 RM per Aktie und 14,20 RM für den Anteilsschein Kupon Nr. 18, abzüglich 10 v. H. Steuer auszuschütten.

Gespinnsthersteller und -eigenveredler

(Färber, Zwirner, Schlichter usw.) sind verpflichtet, diejenigen Gespinnstmengen, für die bis zum 15. August 1944 keine gültige Bezugsgenehmigung vorliegt (verfügbare Gespinnstmengen), unverzüglich an hierfür besonders zugelassene Gespinnsthändler zu veräußern. Diejenigen verfügbaren Gespinnstmengen, deren Veräußerung bis zum 31. August 1944 nicht möglich ist, sind zur Verfügung der Reichsstelle für Textilwirtschaft zu halten und ihr mit Stichtag 31. August 1944 bis zum 5. September 1944 zu melden.

Der Reichminister für Ernährung Landwirtschaft regelt in einem neuen Rundschreiben vom 5. 7. 1944 Erwerb und Abgabe von Ferkeln, Läufern, Schafen, Rindern sowie von Schlachtschweinen. Danach ist grundsätzlich jede Schlachtung von Tieren, die der öffentlichen Bewirtschaftung unterliegen, genehmigungspflichtig. Landwirtschaftliche Selbstversorger, die Schlachtschweine zur Weitermast erwerben wollen, müssen die Einkaufsgenehmigung der Kreisbauwirtschaft einholen.

Um den Betrieben bei Heranziehung ihrer Arbeitskräfte zum kurzfristigen Notdienst für die dadurch entstehenden Lohnaufwendungen einen Ausgleich zu gewähren, ferner um selbständige Gewerbetreibende bei solchen Heranziehungen angemessen zu entschädigen, ordnet der Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz an, daß den Betrieben diese Arbeitsentgelte sowie die sonstigen Bezüge auf Antrag vom Arbeitsamt in vollem Umfang erstattet werden, wobei die Bruttobeträge zugrunde zu legen sind.

Der Sportberichter

Die elsässische Fußballmeisterschaft

Wie der stellv. Gauaufsicht Fußball mitteilt, wurde die Spielzeitung der elsässischen Fußballklasse für die Saison 1944/45 nun endgültig festgelegt. Durch Entscheidung des Reichsausschusses muß in Staffeln zu je sechs Vereinen gespielt werden.

Das Elsaß wurde daher in zwei Staffeln, die gebietsmäßig das Ober- und Unterelsaß umfassen, eingeteilt. In Staffel I (Unterelsaß) spielen: Sportgemeinschaft Straßburg, Rasensportclub Straßburg, FV. Haguenau, SC. Schlittheim, SV. Straßburg und TuS. Schweighausen. Der Staffel II (Oberelsaß) gehören folgende Vereine an: FC. Mühlhausen, Hünigen, SVgg. Kolmar, FC. Kolmar, SV. Wittenheim und SC. Schlettstadt.

Heinos nächste Pläne

Der finnische Weltrekordläufer Wiljo Heino wird die Zeit seiner Hochform in den nächsten Wochen fleißig nützen. Bereits am 1. September will Heino in Helsinki versuchen, seinen eigenen finnischen Rekord von 8:34,2 für 3000 m zu unterbieten. Weitere Angriffe auf die Landesbestzeiten über eine Meile und 2000 m folgen am 3. September in Kuopio und am 5. September in Karhus. Dann geht es auf eine Schwedenreise mit Starts am 10. September in Södertälje und am 15. September in Malmö über je 3000 m, am 17. September in Göteborg über 5000 m und am 20. September im Stockholm Stadion über 10000 m. Auf allen genannten Plätzen wird Heino mit der von Gunder Hägg angeführten Spitzenklasse der schwedischen Läufergilde zusammenzutreffen.

Die Kamera entlarvt Bilderfälschungen

Witzigkeiten, die die Linse entdeckt — Die Pinselstriche Leonardos

In zahlreichen Fällen hat sich die Kamera schon als Detektiv erwiesen, indem sie Dinge festhält, die für das menschliche Auge nicht erkennbar waren. Geradezu unentbehrlich ist sie aber für die Aufdeckung von Kunstfälschungen geworden. Ihr allein blieb es vorbehalten, Fälschungen von Werken berühmter Meister klar zu erkennen oder andererseits Zweifel an der Echtheit gewisser Gemälde zu beseitigen.

Nicht immer sind sich die Experten in ihrem Urteil über die Echtheit eines alten Meisters einig. Der Fotografie stehen die verschiedensten Möglichkeiten zu Gebote. Gewißheit darüber zu geben, Da ist zunächst einmal die Dektoskopie. Zweifellos weist die Leinwand Fingerabdrücke des Malers auf, und die Fingerabdrücke der großen Meister sind durchweg bekannt. Das heutige fotografische Verfahren vermag Fingerabdrücke sichtbar zu machen, ohne daß das Bild beschädigt wird. So war es möglich, bei zwei Bildern Leonardo da Vincis Fingerabdrücke des Meisters festzustellen, obwohl Sachverständige eines der beiden Gemälde als nicht von Leonardo stammend erklärt hatten. Noch erfolgreicher ist jedoch die Untersuchung mit Röntgenstrahlen. Zahlreiche Van-Gogh-Fälschungen konnten mit Hilfe von Röntgenaufnahmen entlarvt werden, denn die Röntgenaufnahme macht alle Dinge unter der Oberfläche des Bildes, Risse, Sprünge, vor allem aber verräterische Entwürfe, die übermalt wurden, deutlich erkennbar. Besonders überraschende Ergebnisse haben Röntgenaufnahmen restau-

rierter Bilder ergeben und den Sachverständigen Gelegenheit verschafft, aus den ausgebehbarten Stellen ihre Schlüsse zu ziehen.

Der modernste Zweig dieser Art von Fotografie ist die Mikrofotografie, die darin besteht, daß einzelne Teile eines Gemäldes mikroskopisch aufgenommen und dann entsprechend vergrößert werden. Hier zeigt dann die Kamera deutlich Einzelheiten des Aufstrichs der Farbe, an Hand deren man die Technik der einzelnen alten Meister geradezu studieren kann, denn die Pinselarbeit jedes einzelnen Meisters ist charakteristisch und unterschiedlich. Stellt man dann entsprechende Vergleiche an, ist es nicht mehr schwer, Nachahmungen mögen sie noch so geschickt sein, zu erkennen. Der Kopist kann zwar den Stil des Vorbildes, nie aber das charakteristische Verfahren des Farbenauftrags eines Rafael oder Velasquez nachahmen.

Dabei ist es wesentlich, diese fotografischen Untersuchungen in erster Linie an den Gesichtern porträtierter Personen anzustellen, denn häufig haben die alten Meister ihre Schüler mit der Schaffung nebensächlicher Teile des Bildes beschäftigt. Gar mancher Rubens entwickelte sich auf der Fotografie mit Infrarotstrahlen als geschickte Kopie, indem beispielsweise eine darunterliegende Skizze freigelegt wurde, oder die Vergrößerung bewies, daß es sich hier nicht um die Art des Pinselstriches handelte, die Rubens anwendete. Und wenn man bezweifelte, ob die Madonna in der Londoner Nationalgalerie wirk-

spitzen Lippen. Sie aber reckt sich ihm albeald zu und bietet ihm mit dem Mund die süßen Früchte an.

„Du gesiebte Hexe“, sagt er, als er endlich wieder bei Atem ist. Seine Stimme klingt heil und frohlockend. Er drückt mit dieser Redensart eine Art Huldigung aus. Honig ums Maul, sagen die Bauern zu derartigen Reden. Er will damit sagen, daß sie etwas vom Küssen versteht, und der Kleng seiner Worte verrät dabei noch mehr. In Wirklichkeit war einst eine gesiebte Hexe ein erbarmungswürdiges Weib, das von sieben Schöffen verhört und hierauf zum Tod verurteilt worden war. Die Relli kümmert sich nicht um den Sinn, sie vernimmt nur den Klang der Worte und spürt aus diesem Klang, daß ihr Gezüsel Wirkung hat, daß ihr Feuerlein übergesprungen ist, daß es beim andern zu glühen beginnt. Um es noch besser anzufachen, sagt sie, sie sei nur eine kleine Wetterhexe, so eine wetterwendliche, aber für die Männer von da herum, für die aus den nahen Zinken, für die Leichter von den Zinkenmännern, die so um sie herumhopsen, genüge das.

Dies Gerede rührt ihn nicht, noch ist er ihr überlegen und sagt in spottfroher Derbheit: „Kleines Vieh macht auch Mist!“

„Du — — —“ mehr sagt sie nicht, aber wie sie das sagt, das genügt. Jetzt hat er sie eisenfest im Arm: „Du“ hört man, „Du“ und immer wieder „Du“ — — —

Leidenschaft lodert auf. Ueber den Baumkronen blendet die Sonne. Sie ist jetzt so hoch gestiegen, daß sie von oben die Bäume durchleuchtet, sieghaft braust der Tag durch den Wald, in den Rüschen raunt es von Nach-

sommerfülle und von Lebenskraft: Immer wieder steigt ein Tag aus seiner Nacht. Jedes Jahr verdrängt der Frühling den Winter. Er streift das Verbräunte ab wie die Laubbäume die Blätter im Herbst. Junge Knoepfen hüten die Hoffnung und den Hunzer nach neuem Leben. Was sind Jahre, solange man sich jung fühlt? Was ist die Zeit? Etwas, das man nützen muß, sonst ist für nichts Cescheses Zeit. Der Mensch macht Sekunden, Minuten und Stunden aus der Zeit, sie jedoch hat Bleigewichte oder Flügel je nach ihrer Zeit.

Landolin Hartner sinkt, indem er zu fliegen glaubt. So etwas ist ihm noch nie begegnet, es geht alles so schnell, kaum wird er es gewahr, wie er in den Wirbel geraten ist. Aber, daß es solche Wirbel gibt, das ist das Neue, das ihm das Herz an die Rippen schlägt läßt so laut wie die Kirchenuhr um Mitternacht. Er ist bis jetzt gerade kein Kopfhänger gewesen und hat gerne lie eine oder die andere, die es litt, beim Tanz fester an sich gedrückt, als es der Brauch war, er hat auch recht ausgegiebt mit der Fuchsenkätter und mit der Rübenschmittzellist getändelt, wie die Helene Richter bei den Schwestern in der Stadt und er ihrer noch nicht ganz sicher gewesen ist. Aber jetzt, in den Armen der Relli verblaßt alles. Sollte das der Zauber des schwarzen Steines sein? Nein, nein, das sind drei Augen der Relli, ihre Augen und ihr Kuß. Das macht jung. Wie federn steht er im Moos, sucht lachend seinen Hut, hebt ihn pfeifend auf und streicht zärtlich die Herrenvogelfedern an Band glatt, dann drückt er ihn schief und werfen auf den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Das Unverzeihliche

Roman von Hermine Malarbauer

Alle Rechte beim Karl H. Bisschoff-Verlag, Wien

2. Fortsetzung)

Darum dachte er vor dem Versinken in den tiefsten Schlafgrund halb lustig halb listig an immerwährende Jugend, an eine Kugel, die jedes Ziel trifft, an Glück in der Liebe. Liebe? — Wie kam er denn gerade jetzt auf Liebe? — Und gerade bei dieser untergründigen Frage schlief er fest ein.

Als er erwachte, funkelten ihn zwei übermütige, schier kohlschwarze Augen an. Braunes Haargekräusel quoll aus einem bunten Kopftuch hervor, eine sonnverbrannte Hand nahm das Tuch ab und fuhr damit über ein sehr erhitztes Gesicht. »Das macht warm! lachte es aus diesem Gesicht hervor: »Warm und blau! Richtig, die vollen Lippen waren blau von überreifen Beeren, die der Nachsommer in üppiger Fülle bescherte. Gerade die süßesten hing an ein wenig hoch, da galt es, sich zu recken und zu strecken, und eben das machte warm. Die Relli war keine von den Größten drunten im Dorf. Daß er die verwitwete Wirtin Zur weißen Ilgen vor sich hatte, das merkte nun der Landolin endlich auch. Wie jung die heute aussah. Sie wußte sich ja immer jünger zu geben als sie in Wirklichkeit war, wenn sie eilfertig und zungenflink ihre Gäste bediente. Aber jetzt, so fand der Landolin, stand sie mit ihrem geröteten Gesicht wahrhaftig wie ein junges Maidle da. Sie rankte ja auch noch mit ihren Jahren an die Jugend an, er ent-

sann sich noch gut des Gelächters, das zur Zeit seiner Schulentlassung durch das Dorf hallte, weil ihr der alte Ilgenwirt einen so mauvollen Namen gegeben hatte. Aurelia! So hieß der Gesangsverein, der oft in der Weißen Ilgen »tagte« und beim Wein nächtete, und eben, weil er soviel gutes Geld in der Ilgen liegen ließ, wurde die Ilgenochter nach ihm benannt. Später machten dann die Leute Relli aus dem Namen. Dabei blieb es, und wenn die Gäste in derdem Wirtshausscherz versicherten, Relli sei eigentlich hierzulande der Name des Katzenrollers, dann lachte die also mit ihrem Namen Gefoppte noch lauter als die Spötter, sie überlachte alle und alles, es schien so, als hänge ihr das Gelächter seit ihrer Taufe an. Dabei hätte sie genug zu klagen gehabt: ihre Mutter saß halb gelähmt meist im Stuhl, der alte Ilgenwirt war verhältnismäßig jung einem Trinker-schlagfluß erlegen, ihr erster Mann, ein grobschlächtriger Witzbold, verunglückte beim Eisabladen, ihr zweiter, ein hutzeliger Witwer, starb bald bei ihr an Gelbsucht. Relli wußte auch abzufinden, sie war, wie sie zu sagen pflegte, allein groß. Ihren einzigen Bub schickte sie zur Stadt in die Schule, weil er einmal nicht Gastwirt werden sollte. Sie selber gab vor, wenn möglich, unverehelicht weiter leben zu wollen und versah zahlreicher und handfest ihre Wirtschaft mit einer trinkfesten, ältlichen Magd und übte die Kunst über alles zu lachen oder doch zu lächeln.

Und eben jetzt lächelte sie für Landolin Hartner.

Was sie denn hier im Wald tue, ob sie denn daheim keine Arbeit habe, wollte er wissen.

»Die Arbeit läßt man den Schaffingen«, lachte sie, »ich kann auch einmal Blauen machen.« Dabei wippte sie vor, und schob ihre rote Zunge ein wenig über die blauen Lippen. »So steh doch auf du Fauler und bieg mir den hohen Zweig da herunter. So, so, siehst du, so geht's.«

Sie spitzte die Beeren und nimmt die Beeren vom Strauch in den Mund, dabei starrt sie mit lebenshungrigen Augen den Mann an, und diese Augen gleichen dem Zaubersstein, den er in der Tasche hat. Daran denkt er plötzlich und ihm wird wunderbar heiß und kalt. Sie muß immer ein wenig auf den Zehen stehen wegen der hochgewachsenen Hecken, sie lehnt sich an ihn und bittet: »Hol die weiter oben auch. Gelb«, fährt sie ein wenig schmatzend fort, »gelt, das ist schön, wenn man eine Frau bedienen darf? Geh, bedien' mich noch ein bißl, das tut so gut, ach so gut. Ach, so gut ist das, wenn man nach all den Grobsäckern und Krauzern und Lausbuben einmal einen rechten Mann findet, an dem man sich anlehnen kann. Meinst nicht?«

Er meint nichts, so überrascht ist er und auch so erfüllt von einem ganz neuen Gefühl. Wie will er's denn beennen? Er weiß es gar nicht. Er spürt nur mit großem Wohlgefühl, daß ihm jemand zärtlich beehrt, daß man ihm den Hof macht, und seine Eitelkeit sonnt und alt sich ordentlich. Eigentlich hat er noch niemals eine Frau bedient, und jetzt tut er es mit Vergnügen. Er hat auch noch nie solche Worte vernommen. Sie erblickt immer neue Beeren, immer höher droben. Das ist eine Katze! Er muß nun die Beeren pflücken und legt sie ihr auf die zuge-